



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die irrenärztliche Begutachtung. In Nr. 270 der Neuen Preussischen (Kreuz-)Zeitung (12. Juni 1893) ist in einem Artikel unter der Überschrift: „Die Reform des Irrenwesens“ u. a. dem Vorschlage zugestimmt worden, die Beurteilung pathologischer Seelenzustände dann, wenn sie nicht mit anatomischen Veränderungen im Nervensystem verbunden sind, den Händen der Ärzte zu entwinden und erfahrenen, dem Stande des zu Begutachtenden nahestehenden Laien, allenfalls noch den „Psychologen“ anzuvertrauen. Der Verfasser erklärt, die einzige psychopathologische Form, die die Medizin genau beschrieben habe, sei die Paralyse, und meint, den Irrenärzten erscheine schließlich jeder verrückt, der nicht die subjektiven Empfindungen, Vorstellungen und Neigungen des gerade begutachtenden Irrenarztes teile und z. B. seiner politischen Richtung angehöre.

Der ganze Artikel ist geeignet, das Vertrauen, dessen die Irrenärzte bei ihrem so schwierigen und verantwortungsvollen Beruf bei den Behörden, den Gerichten und besonders den Angehörigen ihrer Pflegebefohlenen dringend bedürfen, zu untergraben. Es empfiehlt sich daher, dem Verfasser, der mit der Methode irrenärztlicher Untersuchung jedenfalls nur ungenügend bekannt ist, einige Worte zu entgegnen.

Die Irrenheilkunde ist allerdings noch eine junge Wissenschaft. Sie hat in engherzigen Zeiten, wo die unglücklichsten aller Kranken wie gemeine Verbrecher in die Gefängnisse eingesperrt oder als vom Teufel besessene, für ihre Übelthaten heimgesuchte Sünder verachtet wurden, nur langsam heranreifen können. Wie jede andre naturwissenschaftliche Disziplin, hat sie also noch ein reiches Forschungsgebiet vor sich, namentlich muß sie die den Geisteskrankheiten zu Grunde liegenden Veränderungen im Nervensystem, im Blute, in den blutbereitenden Drüsen u. s. w. aufdecken, wobei wegen der großen Schwierigkeiten in der Technik nur ein langsames Fortschreiten erwartet werden kann. Auch von einer Nervenchemie der Zukunft sind wichtige Aufschlüsse zu hoffen. Dennoch hat die Psychiatrie doch schon über ein recht umfangreiches Wissen zu verfügen. Sie hat namentlich eine aus hunderttausendfältiger Erfahrung gesammelte, sehr fein durchgearbeitete Symptomenlehre. Mit diesem, zum Teil auch auf experimentellem Wege gesicherten Schatz ausgerüstet, geht der Irrenarzt zuerst analysierend an jeden einzelnen Fall heran. Er ergründet den Bewußtseinszustand, die Stimmungslage, prüft das Auffassungsvermögen, den Vorstellungsablauf, das Gedächtnis. Er forscht nach Wahnideen und Sinnestäuschungen, untersucht, in welchen Sinnessphären die Täuschungen liegen, welchen Inhalt sie haben, stellt den Charakter und die Beständigkeit der Wahnideen fest. Er sucht die Art des Beginns der Krankheit und ihre etwaigen Ursachen zu erfahren, er erkundigt sich, welche auffallenden Handlungen der zu Untersuchende ausgeführt hat, und verschafft sich eine möglichst eingehende Kenntnis von seinem frühern Geistes- und Gemütsleben, von seinem Verhalten in Konflikten, von früher durchgemachten körperlichen oder seelischen Erkrankungen. Von Wichtigkeit ist ihm auch, zu wissen, was für Seelenstörungen vielleicht in der Familie vorgekommen sind. Gleichzeitig untersucht er aber auch den Schädel, die Gehirnnerven, die Sinnesorgane, die Rückenmarksverhältnisse sowie viele andere körperlichen Organe und Funktionen.

Die Ergebnisse der Einzeluntersuchungen werden nun weiter verarbeitet, die

Hauptfachen werden vom Unwichtigen geschieden, die Einzelbefunde zusammengestellt. Die Dauer dieser Verarbeitung hängt von der Deutlichkeit der Erscheinungen, von der Gewandtheit und Erfahrung des Arztes ab. Nach und nach ergibt sich, wenn der zu Untersuchende wirklich krank ist, ein bestimmtes, klares Krankheitsbild.

Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß eine gewisse Anzahl scharf von einander geschiedener Krankheitsbilder vorkommt, daß kein Fall vereinzelt dasteht, daß Erkrankungen gleich angelegter Menschen, die dieselben Symptome in derselben Verknüpfung aufweisen, denselben Beginn, denselben Verlauf, denselben Ausgang nehmen, also entweder sich zur Genesung wenden oder lange Zeit unverändert bleiben oder zu sekundären Schwächezuständen führen und tödlich werden. Kurze Seelenstörungen beginnen meist anders und machen andre Erscheinungen als dauernde, heilbare andere als unheilbare; periodische Psychosen sind verschieden von nichtperiodischen; ja bei gleichbeschaffnen Menschen machen dieselben Ursachen oft bis ins kleinste dieselben Krankheitswirkungen geltend.

Es giebt also eine wissenschaftliche klinische Psychiatrie. Diese fußt auf sorgfältiger Beobachtung feiner psychischer und körperlicher Unterschiede in den verschiedenen Krankheitsbildern, auf der Kenntnis von der Gruppierung der Symptome, auf der Lehre von den Ursachen und besonders vom Verlauf des Irreseins. Nur fast photographisch ähnliche Fälle werden von Meistern wie Schüle oder Kräpelin aneinandergereiht und mit demselben Namen bezeichnet. Und doch ist die Zahl der vorkommenden Krankheitsformen nicht übergroß. Eine bewundernswerte Übereinstimmung, eine großartige Gesetzmäßigkeit findet sich, wie in allen naturwissenschaftlichen Fächern, auch hier. Die klinische Psychiatrie bildet ein natürliches System, das schon jetzt für alle häufiger vorkommenden Seelenstörungen paßt, mögen sie mit anatomisch greifbaren Erscheinungen verbunden sein oder nicht. Mit den Einzelheiten dieses Systems vertraut, vermögen die Irrenärzte, ebenso gut wie die Botaniker die Pflanzen und die Pflanzenfamilien, die verschiedenen Geisteskranken und Geisteskrankheiten zu erkennen. Wie der Botaniker schon aus einem aufkeimenden Pflänzchen die Pflanze bestimmen kann, gelingt es dem Arzt zuweilen schon im Beginn der Psychose, aus den Einzelercheinungen die Krankheitsform zu bestimmen und ihren Verlauf vorherzusagen. Meist bedarf es freilich längerer Beobachtung.

Diese klinische Psychiatrie wird gegenwärtig fast auf allen deutschen Universitäten vorgetragen. Es ist bedauerlich, daß die Studenten und Ärzte bei Ablegung ihrer Staatsprüfungen noch nicht in genügender Weise davon Rechenschaft ablegen müssen, daß sie sich auch in dieser für die Gesundheit, das Glück, den Wohlstand und die Sicherheit vieler Staatsbürger so wichtigen Wissenschaft ausreichende Kenntnisse verschafft haben. Das ist aber wahrlich nicht die Schuld der Irrenärzte; die kämpfen seit Jahr und Tag für die Einführung der Psychiatrie in die medizinischen Staatsprüfungen, ihnen ist sehr wenig daran gelegen, daß die Ergebnisse ihrer Arbeiten den gebildeten Laien und vielen Ärzten als dunkle Geheimwissenschaft erscheint. Natürlich giebt es in einem in lebhafter Weiterentwicklung begriffnen Fach in Bezug auf Einzelheiten noch viele Streitfragen. In den Hauptfachen aber besteht vollständige Übereinstimmung.

Unsre Auseinandersetzung hat den Zweck, zu zeigen, daß die Befürchtung des Berichterstatters der Neuen Preussischen (Kreuz-) Zeitung, „jeder könne für verrückt erklärt werden, der nicht die subjektiven Empfindungen, Vorstellungen und Neigungen des gerade begutachtenden Psychiaters teile und z. B. seiner politischen Richtung angehöre“ — abgesehen davon, daß sie eine Beleidigung ist —, auf voll-

ständiger Unkenntnis der Ergebnisse der irrenärztlichen Arbeit beruht. Der Bericht ist geeignet, das Gefühl der Rechtsunsicherheit hervorzurufen. Dies Gefühl ist ganz unbegründet. Es herrscht keine Willkür bei der Entscheidung der Frage, ob jemand als des Vernunftgebrauchs beraubt zu erachten sei oder nicht. Der Berichterstatter der Kreuzzeitung bemängelt und bespöttelt, daß die Irrenärzte bisweilen sehr ausführliche Gutachten abgeben. Er kann versichert sein, daß das wahrhaftig nicht zum Vergnügen geschieht, sondern nur deshalb, um dem die Entscheidung treffenden Juristen gewissenhaft zu berichten, auf welche Voraussetzungen und Thatsachen das Gutachten gegründet ist. Es ist auch bekannt, daß viele Richter das dankbar empfinden. Daß der Berichterstatter der Kreuzzeitung mit den Verhältnissen durchaus nicht vertraut ist, geht u. a. auch daraus hervor, daß er „die Abhörung des angeblich Kranken“ durch den Arzt „als nicht in den Bereich seiner Aufgaben“ gehörig tadelt. Wenn man das Untersuchungsobjekt nicht prüfen darf, so kann man seine Aufgabe überhaupt nicht erfüllen. Jeder Unbefangne muß einsehen, daß bei der geschilderten Untersuchungsmethode der eingehende persönliche Verkehr mit dem Kranken die Hauptsache ist.

Der Berichterstatter meint, man solle den Versuch machen, erfahrene Laien oder doch wenigstens Psychologen zur Begutachtung mit heranziehen. Dem ist zu entgegnen, daß der beste Sachverständige ohne Zweifel derjenige theoretisch Gebildete ist, der in unmittelbarem Verkehr mit Geisteskranken steht. Der Irrenarzt versteht den Kranken, er weiß mit ihm umzugehen, er behandelt ihn in allen Zuständen seines Leidens; da wird er wohl auch am besten wissen, ob er überhaupt krank ist, und was ihm fehlt.

Weiter auf den Aufsatz der Kreuzzeitung einzugehen, ist nicht nötig. Nur das soll noch bemerkt werden, daß in Fachkreisen von dem angeblichen „Nachspüren“ nach einer neuen Krankheit, dem „Erfinderverwahnsinn“, nichts bekannt ist; wahrscheinlich hat sich der Berichterstatter durch einen Aprilscherz irreleiten lassen. Die Lehre von den Monomanien ist längst aufgegeben. Auf ein Symptom hin wird niemand für geisteskrank erklärt. Das Gutachten, das der Sachverständige vor Gericht im Entmündigungsverfahren oder bei der Frage der Zurechnungsfähigkeit zu erstatten hat, hat ausschließlich festzustellen, ob der betreffende Fall genau in eines der klinisch bekannten Krankheitsbilder gehört oder nicht. Nur im erstern Falle sind für den Richter die Voraussetzungen der Zivilprozeßordnung und des Reichsstrafgesetzbuchs gegeben.

Sonnenstein bei Pirna

Georg Ilberg

Donner und Droysen. Der Zufall fügt es, daß unmittelbar auf den Aufsatz im 28. Hefte dieser Blätter: „Was wird aus dem Griechischen?“, worin lebhaft dafür gesprochen wird, an unsern Gymnasien in Zukunft die griechischen Schriftsteller in guten deutschen Übersetzungen zu lesen, eine Reihe von Aufsätzen folgt, in denen uns eine große Anzahl von Proben aus den „besten“ deutschen Übersetzungen der griechischen Tragiker vorgeführt wird. Den meisten Lesern wird es dabei gegangen sein wie uns: sie werden überrascht gewesen sein von der Unvollkommenheit dieser Übersetzungsproben. Aus unsrer Gymnasialzeit schleppen wir alle das Märchen mit uns herum von den „wahrhaft klassischen“ Übersetzungen der griechischen Tragiker, die wir Donner und Droysen verdanken. Niemand von uns hat in der Zwischenzeit einen Blick in diese Übersetzungen gethan. Nun werden sie uns hier wieder einmal vor Augen geführt, und wir trauen unsern Augen kaum: das sind Stellen aus den berühmten Donnerschen und Droysenschen

Übersetzungen? diese hölzernen klapprigen Zeilen, in denen der Ausdruck bald künstlich breitgezogen ist, damit er nur die Zeile fülle, bald künstlich zusammengepreßt, damit er sie nicht überschreite, in denen es wimmelt von seltsamen, künstlich gemachten, undeutschen Wörtern, in denen, um den Rhythmus herauszubringen, die Worte oft so unnatürlich als möglich gestellt sind, in denen sich nur selten der Gedanke mit der Verszeile anmutig deckt, sondern immer eins in das andre störend übergreift, die sind unsern „besten,“ unsern „klassischen“ Übersetzungen entnommen? Es ist ja eine förmliche Arbeit, hinter den Sinn zu kommen! Man muß sich ja die Übersetzungen geradezu noch einmal übersetzen, nämlich in schlichtes, einfaches, natürliches Deutsch, damit man's versteht! In unsrer Schülerzeit, wo wir diese Übersetzungen als Eßelsbrücken benutzten, wo wir den griechischen Text daneben liegen hatten, ja, da erschienen sie uns als musterhafte und meisterhafte Leistungen; erleichterten sie uns doch in hohem Grade das Verständnis des Originals, an dessen Wortlaut sie sich möglichst anpaßten. Aber welche Enttäuschung heute, wo sie uns — in reifern Jahren und bei reiferm Urteil — einmal das Original zeigen sollen!

Es ist gar nicht daran zu denken, daß diese (oder irgend welche andern) Übersetzungen jemals statt der Originale in den Unterricht eingeführt werden könnten. Auch der geistvollste und geschickteste Lehrer würde sich vergeblich mühen, wenn er mit Hilfe solcher Übersetzungen die Jugend für die griechischen Tragiker begeistern sollte, während auch der geistloseste und ungeschickteste die Schönheit der Originale nicht ganz verderben kann. Ein geweckter Junge mit lebhaftem Sprachgefühl würde diesen Übersetzungen gegenüber gar nicht begreifen, wofür er sich hier eigentlich begeistern soll.

Die Aufsätze über die athenische Volksmoral haben uns in unsrer Überzeugung aufs neue bekräftigt, wenn sie überhaupt jemals gewankt hat, daß die griechische Litteratur (es verhält sich mit der Prosa genau so wie mit der Poesie) an unsern Gymnasien auch in Zukunft entweder griechisch gelesen werden wird, oder sie wird gar nicht mehr gelesen werden. Auch die beste Übersetzung ist immer und überall ein Notbehelf, ein Surrogat. Surrogate aber gehören nicht in den Unterricht.

Eine Körnerreliquie. Im Verlage von Fr. Ernst Fehsenfeld (Freiburg im Breisgau) ist soeben erschienen: Theodor Körners Tagebuch und Kriegslieder aus dem Jahre 1813, herausgegeben von dem Direktor des Körnermuseums der Stadt Dresden, Hofrat Dr. W. Emil Peschel. Der Dichter von „Leier und Schwert“ hatte im März 1813, bei seinem Weggang aus Wien, als es ihn unter die preussischen Fahnen und zu Lütwows Freikorps trieb, von Frau Henriette von Pereira-Arnstein ein Taschenbuch mit Stickerien von der Hand der Geberin erhalten, dessen er sich während des Feldzugs und bis zum Morgen seines Todes zur Eintragung von Notizen und Gedichten bediente. Dieses Buch kam nach Körners Tode in die Hände seiner Familie, und Chr. Gottfried Körner benutzte bei der Redaktion und Herausgabe der Gedichte von „Leier und Schwert“ die Niederschriften des Sohnes. Später sandte Minna Körner, die Mutter des Dichters, die Reliquie an die Geberin, die Baronin von Pereira in Wien, zurück, aus deren Nachlaß sie dann in die Hände ihrer Tochter, der Gräfin Flora Fries, kam. Der Enkel der Frau von Pereira, Graf August Fries auf Czernahora in Währen, entschloß sich endlich, das Taschenbuch dem Dresdner Körnermuseum zu schenken, wo es ohne Frage am besten an seinem Platze ist.

Da die beschriebnen Blätter dieses Taschenbuchs eine Art Tagebuch der letzten

Lebensmonate des Dichters und außerdem die ersten Niederschriften einer großen Anzahl seiner Kriegslieder enthalten, so läßt sich gegen eine Veröffentlichung sicher nichts einwenden. Bei der besondern Stellung, deren sich Körner im Gedächtnis des deutschen Volkes erfreut, bei der Verehrung, die dem opferfreudigen jungen Kämpfer von 1813 noch mehr als dem Dichter gilt, bei dem lebendigen Anteil, den jede biographische Mitteilung über ihn erweckt, kommt nicht viel darauf an, ob das Neue, was sich ergibt oder vorfindet, von besondrer Bedeutung sei, man freut sich schließlich auch des bescheidensten Einzelzugs zu dem Bilde des frühgeschiednen dichterischen Heldenjünglings, und man nimmt es gern hin, daß in jeder neuen Veröffentlichung über Körner alt- und allbekannte Thatsachen wiederholt werden, und daß sämtliche Herausgeber mit dem Schloßvogt in der Preciosa zu denken scheinen: „Könnts immer noch einmal hören.“ Das ist nun auch wieder in Körners „Tagebuch und Kriegsliedern aus dem Jahre 1813“ der Fall. Der Herausgeber erweitert den eigentlichen Inhalt des Taschenbuchs nicht nur durch die unerläßliche und dankenswerte Einleitung, sondern auch durch eine ganze Reihe von Noten, die sich mehr als einmal bis zum Abdruck von Feldzugserinnerungen und Briefen alter Lützower ausdehnen, und durch mehrere Berichte über Körners Fall und Bestattung. Das eigentlich Neue in dem 108 Seiten starken Büchlein, das mit dem Bilde Theodor Körners (nach dem allbekanntem Original von Emma Körner), der Abbildung seiner Begräbnisstätte an der Eiche von Wöbbelin, sechs autotypirten Gedichtanfängen und dem autotypirten letzten Briefe des Dichters an Hofrat Parthey in Berlin geschmückt ist, bilden sechs ungedruckte Gedichte und die tagebuchartigen Notizen, die unter den Titeln „Tagebuch,“ „Der Heerzug“ und „Mein Feldzug,“ einander ergänzend, vom 15. März bis zum 22. August 1813 reichen.*)

Die ersten Niederschriften der Kriegslieder im Taschenbuch zeigen mannichfache Abweichungen von der Fassung in „Leier und Schwert“ und in den „Zwölf freien deutschen Gedichten.“ Die spätern Umarbeitungen rühren teilweise noch von Körner selbst, teilweise von seinem Vater her, der, mit wenigen Ausnahmen, überall zum Vorteil der Gedichte gewaltet und in den kleinen Änderungen seinen gereiftern Geschmack und sein sicheres Sprachgefühl bewährt hat; mit der Wiederherstellung der ersten Fassungen würde man dem Ruhme des Dichters einen sehr fragwürdigen Dienst leisten. So hat auch der alte Körner sehr gut gewußt, warum er die sechs von Peschel hier zum erstenmale veröffentlichten Gedichte: „An L. als Dank für das Feldzeichen,“ „Gebet“ (Deine Sonne, Herr des Himmels), „Als ich schwer verwundet lag, im Augenblicke des höchsten Schmerzes,“ „Auf Wilknigens Tod,“ „Das Lied von der Courage“ (eine ziemlich geschmacklose Variation zu „Männer und Buben“) und das schwülstige und wilde „Lied von der Rache“ weggelassen hat. Mit Ausnahme des Gebets durfte und mußte er sie sämtlich für unfertige Skizzen ansehen, die sein Sohn später entweder überarbeitet oder selbst verworfen haben würde. Setzt, wo man alles druckt, was von Körners Hand überhaupt vor-

*) Wenn es der Herausgeber für geboten erachtete, zur bessern Übersicht der örtlichen Landesz- und Provinzangaben zu machen, so hätte er dabei Irrtümer wie S. 33 vermeiden sollen. Da werden unter dem Großherzogtum Sachsen-Weimar: „Roda, Neustadt, Schleiz, Mühltröpp“ genannt. Nun gehörte aber Roda zum (damaligen) Herzogtum Gotha-Altenburg, das gegenwärtig allerdings weimarische Neustadt im Jahre 1813 noch zum Königreich Sachsen, Schleiz zu den reichlichen Fürstentümern, und Mühltröpp ist noch heute ein königlich sächsisches Städtchen der Amtshauptmannschaft Plauen. Es kommt auf derartige Kleinigkeiten nicht viel an, aber wenn schon auf die getreue Wiedergabe jedes Kommas und jedes Schriftfehlers Gewicht gelegt wird, so sollten auch alle erläuternden Angaben richtig sein.

handen ist, kann man bei diesen Gedichten immer noch leichter als bei so manchen andern ans Licht gerissenen zugeben, daß sie einen „nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Kenntnis seiner Persönlichkeit und seines Charakters darbieten.“ Alles in allem werden namentlich die zahlreichen Sammler der Denkwürdigkeiten und Erinnerungen von 1813 die pietätvolle Herausgabe dieses Kriegstaschenbuchs willkommen heißen. Als Reliquie nehmen auch wir sie dankbar hin. Wenn man sich aber dazu versteigt, sie als eine wichtige Veröffentlichung zur „Körnerwissenschaft“ zu bezeichnen, so möchten wir dagegen doch Protest einlegen. Körner, der Krieger wie der Dichter, in hohen Ehren! Aber Körnerwissenschaft? Wer steht uns dafür, daß es nicht nächstens auch eine Friedrich-Hofmann-Wissenschaft oder eine Müller-von-der-Berra-Wissenschaft geben wird?

Der Führer durch Leipzig, der uns mit solcher Siegesgewißheit angezündigt worden war, ist in den letzten Tagen erschienen, und was wir gefürchtet hatten, ist vollständig eingetroffen: er ist noch jämmerlicher als alle seine Vorgänger. Während die bisherigen Führer durch Leipzig, sie mochten so schlecht sein, wie sie wollten, doch wenigstens den Zweck hatten, dem Publikum zu dienen, hat dieser Führer einzig und allein den Zweck, den Unternehmern zu dienen, er ist nichts als ein Reklameunternehmen, eine Art „Eisenbahnzeitung“ in Buchform. Den Hauptinhalt bilden 57 — sage und schreibe siebenundfünfzig — Geschäftsanzeigen von Leipziger Geschäften, die mit dreißig Ansichten von Leipziger Gebäuden, Denkmälern u. s. w. gemischt sind. Die elf vorangehenden Seiten sind mit einem „handelsgeschichtlichen Vorwort“ und einer Beschreibung der dreißig Abbildungen gefüllt, in die die üblichen stadthistorischen Brocken eingestreut sind. Dazwischen ein Verzeichnis der Postämter, der Kirchen, der Denkmäler, der Konsulate, der „Bergnügen und Sehenswürdigkeiten“ u. s. w.

Daß die siebenundfünfzig Geschäftsanzeigen dem Fremden kein Bild von der Leipziger Geschäftswelt geben können, liegt auf der Hand. Es sind zwar einige bedeutendere Geschäfte darunter, aber zehnmal so viel ebenso bedeutende fehlen. Sie haben eben nicht „inserirt,“ folglich sind sie für den Führer nicht vorhanden. Was dabei herauskommt, dafür nur ein Beispiel. Leipzig hat jetzt über 500 Buchhandlungen, darunter etwa 60 Sortimentengeschäfte mit offenem Laden. Der Führer zählt S. 19 — zwei Buchhandlungen auf, die beiden, die „inserirt“ haben. Es ist fast unglaublich, aber es ist so. Ebenso steht es mit den Gasthöfen und Wirtschaften. Diese scheinen sich grundsätzlich von dem Führer ferngehalten zu haben. Infolge dessen ist in dem ganzen Heft nicht ein einziger Gasthof erwähnt! Ein paar Wirtschaften haben „inserirt,“ aber gerade die vornehmsten, angesehensten und beliebtesten fehlen. Doch das sieht ja auch der blödeste Fremde auf den ersten Blick. Was er aber nicht auf den ersten Blick sieht, das ist die Jämmerlichkeit des vorausgeschickten Textes. Dieser Text ist in der Auswahl, Anordnung und Darstellung des Stoffes so kindisch — das „handelsgeschichtliche Vorwort“ hätte getrost von Karlchen Mießnick unterzeichnet werden können — und dabei so voll von Fehlern, Mißverständnissen und Nachlässigkeiten, daß jeder Fremde zu bedauern ist, dem dieses Machwerk in die Hände gespielt wird. Was soll der Fremde dazu sagen, wenn er ins Rathaus kommt, um den „Silberschatz“ der Stadt zu sehen, und dort erfährt, daß der schon seit zwanzig Jahren im Kunstgewerbemuseum ausgestellt ist? oder wenn er, um das Museum für Völkerkunde zu besuchen, in die alte Buchhändlerbörse auf der Ritterstraße geht und dort — den Universitätsfreitisch findet? Jeder Schüler auf der Straße

kann ihn ja besser belehren als dieser Führer. Um alle Irrtümer und Mißverständnisse in den geschichtlichen Angaben nachzuweisen, würden wir ganze Seiten brauchen — es wäre schade ums Papier. Von der Schulbildung des Verfassers mag es eine Vorstellung geben, daß er die lateinische Inschrift am alten Schützenhaufe: *Laboris industriis civibus requies* übersezt: „Erholung für die fleißigen Bürger der Arbeit.“

Einen besondern Schmuck haben die Herausgeber dem Führer offenbar durch einige Stadtansichten aus der Vogelschau zu geben geglaubt. Aber so hübsch die übrigen Bilder sind, so mißlungen sind diese Vogelschauansichten, auf denen man überdies die Geschmacklosigkeit begangen hat, die Namen einiger der an dem Führer beteiligten Firmen mitten in die Straßen hineinzudrucken. Da steht z. B. am Ausgange des Brühl mitten auf der Straße der Name Lork; der Fremde kann nicht anders glauben, als daß dort der Brühl liege und hier der Lork.

Daß dieses Machwerk in der Leipziger Tagespresse die gebührende Kritik finden sollte, ist ganz ausgeschlossen; gehören doch die drei verbreitetsten Blätter Leipzigs selbst zu den „Insurgenten“ des Führers, sind also verpflichtet, gehörig den Tamtam dafür zu schlagen. Das ist der Grund, weshalb wir unsre Leser hier überhaupt mit der Sache behelligen. Das Unternehmen ist eine große Blamage für Leipzig, für die die gute Stadt Leipzig natürlich nichts kann, und irgendwo muß das doch gesagt werden.

Leider kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch bei diesem Machwerk wieder die geistige Leitung ein Leipziger Volksschullehrer gehabt hat. Es giebt das nach verschiedenen Richtungen hin zu denken.

Wieviel Grad? Aus dem Altenburgischen geht uns folgender Schmerzensschrei zu:

Ein heilloser Wirrwarr herrscht noch auf dem Gebiete der Gradzählung an Thermometern u. s. w. Schon daß die verschiedenen Staaten noch kein einheitliches Thermometer haben, sondern jeder nach einem andern Ausländer rechnet, ist bedauerlich. Wenn aber in einem Reiche verschiedene Stände nach verschiedenen Graden rechnen, welcher Wirrwarr! Ein geradezu trauriger Zustand und ein merkwürdiges Zeichen für die kaufmännische Intelligenz unsrer Optiker ist es, daß in Deutschland, während die wissenschaftliche Welt und die Regierung (vergl. den Erlaß des preussischen Unterrichtsministers über den Ausfall der Schulstunden bei + 25 Grad C.) nach dem hundertteiligen Thermometer rechnet, das Publikum gezwungen wird, den veralteten Réaumur zu kaufen. Wir haben in einer größern Handelsstadt Sachsens in drei Optikerläden kein Celsiusthermometer erlangen können! Könnte der Verkauf von Réaumurs nicht behördlicherseits möglichst gleich fürs ganze deutsche Reich untersagt werden?

Wir müssen zu unsrer Schande gestehen, daß wir für diesen Schmerzensschrei gar keine Empfindung haben. In Sachsen geben wir Wärme- und Kältegrade allgemein nach Réaumur an. Weshalb soll Réaumur veraltet sein? Für uns ist er es nicht. Wir sind von Kindesbeinen an an Réaumur gewöhnt und können uns unter Celsiusgraden schlechterdings nichts denken. Ich weiß ganz genau, daß das Wasser bei 80 Grad kocht, daß die normale Körperwärme des Menschen 37 Grad beträgt, daß ein warmes Bad 26 Grad haben muß, daß die Schulen nachmittags „hitzefrei“ haben, wenn vormittags um zehn Uhr 19 Grad im Schatten sind, und daß ein gesunder Mensch in einem geheizten Zimmer höchstens 17 Grad braucht. Das alles sind Réaumurgrade, niemand setzt aber in Sachsen besonders

Réaumur dazu, es versteht sich eben von selbst. Warum auch nicht? Muß denn auch in solchen Dingen in ganz Deutschland alles über einen Leisten geschlagen werden?

„Die wissenschaftliche Welt und die Regierung“ — schreibt der Einsender — rechnet nach dem hundertteiligen Thermometer. Die wissenschaftliche Welt? Mag sein. Wiewohl unsre Ärzte auch zur wissenschaftlichen Welt gehören und doch im Haus und in der Familie nach Réaumur rechnen. Und die Regierung? Welche Regierung? Es vergeht kein Monat — wir möchten das bei dieser Gelegenheit einmal aussprechen —, wo uns nicht Aufsätze zuzingen mit Schilderungen, Klagen, Beschwerden (sehr selten Lobpreisungen) über preußische, spezifisch preußische Einrichtungen und Zustände, in der Justiz, im Steuerwesen, im Schulwesen, ohne daß auch nur mit einer Silbe angedeutet wäre, daß sich die Schilderung auf Preußen und nur auf Preußen bezieht. Die Grenzboten sind aber doch kein preußisches Blatt, sie sind ein deutsches Blatt, das in Leipzig erscheint. Wenn wir von der Regierung reden, so meinen wir entweder die Reichsregierung oder die sächsische. Wenn wir über sächsische Zustände Klage führen — wir haben es Gott sei Dank höchst selten nötig —, so lassen wir keinen Zweifel darüber, daß sächsische Zustände gemeint sind. Also bitte: nicht immer von „Regierung“ reden, wenn bloß die preußische Regierung gemeint ist, und nicht immer von „wir“ und „uns,“ wenn bloß Preußen gemeint ist. Wir andern sind auch noch da. Oder rechnen sich die Altenburger vielleicht schon zu Preußen?



Schwarzes Bret

Der Wetterbericht des meteorologischen Instituts in Chemnitz vom 19. Juli 1893 enthält folgenden schönen Satz: „Nachdem nunmehr der tiefe Druck, welcher uns die letzte Regenperiode gebracht hat, im Verschwinden begriffen ist, stellt sich heute bereits eine neue Depression im NW ein, welche allerdings zunächst durch Ablenkung der Luftströmung nach ihrer Seite hin eine zeitweise Aufklärung bringen dürfte, jedoch bald wieder zu der bisherigen Bitterung zurückführen, da der hohe Druck sich nur im S etwas ausgebreitet hat, im übrigen aber keine merkliche Änderung gebracht.“

Ein weiterer hübscher Beleg zu dem, was Harms auf Seite 215 dieses Heftes ausführt, ist folgende Mitteilung aus dem Jahresbericht eines Realgymnasiums — wir wollen so diskret sein, den Ort nicht zu verraten —: „Die im Programmverzeichnis der Zentralfstelle für Programmentausch angekündigte Abhandlung des Herrn Professor H. hat derselbe wiederum sich nicht in der Lage befunden rechtzeitig zu liefern, und bittet der Direktor hiermit seinerseits deshalb um Entschuldigung.“

„Hierher verlegen wir am 1. Oktober unsere Ausstellung in Amerikaner=Öfen.“ So lautet ein Leipziger Geschäftsanschlag. Hoffentlich werden die „Amerikaner=Öfen“ nicht geheizt, denn sonst würde es den Männern im feurigen Ofen etwas warm werden!

Ein anderer kaufmännischer Deutschverderber bittet, ihn „bei Bedarf in Spiritus zu befragen.“ Eine merkwürdige Zumutung, in Spiritus zu erscheinen! Und das bloß, weil das Wörtchen „von“ dem Herrn zu schlicht und zu natürlich ist.

Die Idee ist eine praktische — Seine Auffassung der Rolle ist eine glückliche — Ihr Organ ist ein außerordentlich ansprechendes u. s. w. Ja, die deutsche Sprache ist eine schöne, aber das Zeitungsschreiberdeutsch ist ein entsetzliches, die Sprachverlotterung wird eine immer größere. Nur so fort, und in zehn Jahren schreibt man: Das Wetter ist ein heißes, dafür ist Gott sei Dank das Bier ein frisches und die Cigarre eine gute.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig